

Läden ohne Fenster

Von den Schwierigkeiten, über Kinderläden zu schreiben

pfn. Viele Menschen stellen sie sich als Deutschlands unartigste, schmutzigste und aggressivste Kinder vor: sie stülpen sich gegenseitig Nachttöpfe über den Kopf, strecken jedem Erwachsenen erst einmal die Zunge heraus und zerfetzen alles, was sie zu fassen kriegen; sie singen unter Mao- und Ho-Tschi-Minh-Plakaten revolutionäre Lieder, schwenken rote Fahnen und spielen, sich gegenseitig malträtiertend, Vietnam. Gemeint sind die Kinder in den Kinderläden. Nach den Vorstellungen so mancher Leute werden „die lieben Kleinen“ in diesen angeblich linken Kindertagesstätten unter dem modisch verbrämten Deckmäntelchen einer repressionsfreien oder antiautoritären Erziehung letztlich nur zum Ungehorsam und zur Revolution erzogen.

Ist dieses in manchen Kreisen der Öffentlichkeit entstandene Bild der Kinderläden, das sich zusammensetzt aus chaotischem Laissez-faire und revolutionärem Kampf, eine geradezu böartige Verzerrung der Wirklichkeit oder läßt es sich bestätigen? Kronzeugen gibt es in der einschlägigen Literatur sowohl für die eine als auch für die andere Auffassung; meist hängt sie davon ab, welche Einzelbeispiele gerade angeführt werden, und mit diesen läßt sich ja bekanntlich alles belegen.

Hindernisse

Wem es nicht um pauschale Urteile und schon gar nicht um undifferenzierte Verurteilungen geht — denn dazu sind die einzelnen Kinderläden zu unterschiedlich —, sondern einfach darum, sich einmal einen oder zwei dieser Einrichtungen anzuschauen, um das Buchwissen ein wenig mit Anschauung anzureichern, der kann sich in Frankfurt plötzlich vor unerwartete Hindernisse gestellt sehen. Man trifft auf eine Informationssperre, die eine manchmal unsachgemäße Berichterstattung in der Presse zwar nicht rechtfertigt, aber auch wiederum nicht gänzlich unverstündlich macht. Dem Interessierten gelingt es erst nach mehrmaligen Versuchen, sich einen Kinderladen von innen ansehen zu dürfen, und das auch nur durch ein Versehen.

Der erste Versuch gilt dem wohl ersten Kinderladen der Stadt, der Frankfurter Kinderschule in der Eschersheimer Landstraße. Er und, als Rahmen für die Gemeinnützigkeit, der dazugehörige „Verein für angewandte Sozialpädagogik“ wurden 1967 auf Anregung von Monika Seifert, einer psychoanalytisch geschulten Soziologin, gegründet.

Als Aufgabe und Ziel dieses Kinderladens gilt die „Schaffung eines Modells, im Rahmen dessen gezeigt werden kann, daß innerhalb und gegen eine repressive Gesellschaft eine freie, autoritäre Erziehungspraxis möglich ist. Ferner: Kritik an den bestehenden herkömmlichen Kindergärten — städtischen und konfessionellen.“ Auf den

telefonisch vorgetragenen Wunsch, man könnte sich einmal einige Stunden in dem Kinderladen aufhalten, heißt es: Zunächst müsse man einmal mit den Eltern darüber sprechen und dann habe noch der „Kinderrat“ seine Zustimmung zu erteilen. Zwei Tage wartet man auf das Plazet, dann kommt die Absage. Die Kinderschule habe zur Zeit organisatorische und räumliche Schwierigkeiten, erläutert Michael Hartlaub dem enttäuschten Interessenten; etliche Eltern und Kinder seien neu, die Räume zu eng und alles gegenwärtig nicht so, daß man die Öffentlichkeit als Zuschauer haben möchte. Der Berichtersteller zeigt Verständnis und legt den Hörer auf; schließlich gibt es in Frankfurt noch schätzungsweise über ein Dutzend Kinderläden.

Canossagang

Das Stadtschulamt, das nach Genehmigung durch das Landesjugendamt den Kinderläden wie auch den freige-meinnützigen und konfessionellen Kindertagesstätten laut Magistratsbeschuß einen Zuschuß von rund vier Mark pro Kind und Woche zahlt, hilft weiter. Der Journalist bekommt die Gesellschaft für Jugendarbeit und Bildungsplanung genannt, die neben einer Reihe anderer Einrichtungen über den wohl größten Kinderladen Frankfurts in der Vogelweidstraße verfügt; Vorsitzender der Gesellschaft oder, wie dieser selbst sagt, „wohl besser Aushängeschild“ ist der Universitätslehrbeauftragte für Geschichte Dr. Albrecht Jockenhövel. Auf die telefonische Anfrage, ob dieser dem Kindergarteninteressenten denn Zugang in der Vogelweidstraße verschaffen könne, heißt es entschuldigend, es sei schlimm genug, daß sich die Linken einiger Zuschüsse wegen in einen bürgerlichen Verein mit so etwas wie einem Vorsitzenden zwingen müßten; die Erlaubnis müsse sich der Anrufer schon von den Eltern der rund achtzig Kinder am wöchentlichen Gruppenabend selber geben lassen. Er solle sich an den dortigen Mitarbeiter Hans-Joachim Seidel wenden und im übrigen darauf gefaßt machen, von den Eltern ziemlich rüde als Aggressionsobjekt benutzt zu werden. Und so ist es denn auch.

Der Berichtersteller findet sich eines abends in einem mehrstöckigen Haus in der Vogelweidstraße ein, in dessen teils munter dekorierten großen Räumen sich tagsüber fünf verschiedene Kindergruppen aufhalten, einmal wöchentlich treffen sich hier die Eltern. Hans-Joachim Seidel erklärt sich sofort bereit, für den Besucher den „Bärenführer“ zu spielen. Auch er warnt, die Eltern seien auf die Presse nicht gut zu sprechen, teils grundsätzlich, teils aufgrund übler Erfahrungen. Selbst bei wohlwollenden Journalisten hätten sie nachher nicht das gelesen, was sie erwartet haben. Auf die Frage, wo die Eltern denn, mit allen Vorbehalten, politisch anzusiedeln

wären, kommt die Antwort: SPD und alles, was es links davon gebe.

Die Wanderung durch das Haus zu den einzelnen Gruppen wird fast zu einem Canossagang; die Warnungen von Jockenhövel und Seidel erweisen sich als berechtigt. Der Besucher wird angegiftet, man denke gar nicht daran, Hilfestellung dabei zu leisten, daß man nachher „in die Pfanne gehauen“ werde. Die immer wiederkehrende Forderung lautet: Wenn schon über den Kinderladen berichtet werde, dann nur unter der Bedingung, daß die Eltern vor der Veröffentlichung das Manuskript diskutieren und redigieren dürfen. Es wird dann schließlich konsequenterweise auch von verschiedenen Seiten der Vorschlag gemacht, den Artikel gleich selbst zu schreiben.

Allerdings gibt es unter den etwa zwanzig bis dreißig Jahre alten Eltern auch andere Stimmen, die darauf verweisen, daß man nur durch eine offene Informationspolitik die häufig bestehenden Vorurteile über die Kinderläden ausräumen könne. Man dürfe der Presse, gleich welcher Couleur, nicht vorschreiben, was sie zu berichten habe. Die tägliche Praxis des Kinderladens sei zwar nicht so, wie man sie sich idealerweise vorstelle, doch schließlich habe man nichts zu verbergen.

Letzter Versuch

Diese Stimmen bleiben ferilich in der Minderheit, wie sich am nächsten Tag zeigt. Der Kinderladeninteressent ruft noch einmal bei einzelnen Mitgliedern der verschiedenen Gruppen an, um zu erfahren, wie die am Vorabend noch weiter fortgesetzten Diskussionen denn letztlich ausgegangen seien, und erhält, mit einer Ausnahme, ablehnenden Bescheid. Die einzige Gruppe, in der sich eine Mehrheit für eine Besuchserlaubnis fand, zieht diese dann kurz darauf wieder zurück. Nachdem sich die anderen vier Gruppen dagegen ausgesprochen hätten, heißt es, beuge man sich „demokratisch der Mehrheit“.

Der — bis auf weiteres — letzte Versuch gilt den Kinderkollektiven im Röderbergweg. Hans-Joachim Seidel hat diesen Kinderladen als „bessere Kinderbewahranstalt“ bezeichnet und behauptet, manche städtische Kita seien „linker“. Frau L., die in dem Kinderladen selbst Sprößlinge hat, bietet sich nach einem Telefongespräch an, Fragen zur Kinderladenpraxis zu beantworten und dort auch die Eltern zu einer Besuchserlaubnis zu bewegen. Angefangen habe man vor etwa drei Jahren mit zwölf Kindern in einem Abbruchhaus, berichtet die gelernte Bauingenieurin. Später habe man dann zusammen mit einer anderen Gruppe eine der Stadt gehörende Siebenzimmerwohnung im Röderbergweg angemietet. Die Idee einer Elterninitiative zur gemeinsamen Kinderarbeit sei aus der Studentenbewegung in den Jahren 1968/69 hervorgegangen. Man wollte die Kinder nicht mehr so auf die

Kleinfamilie fixieren und deren Schwierigkeiten aussetzen. Also habe man sich zusammengetan. Anfangs übernahmen die Eltern selbst abwechselnd die Aufsichtung, später haben sie dafür Studenten engagiert. Heute beschränke sich die Elternarbeit weitgehend auf die wöchentlichen Diskussionen über Erziehungs- und Organisationsprobleme und das intensive Bemühen, zwischen der Erziehung im Kinderladen und jener zu Hause keinen Bruch aufkommen zu lassen.

Ohne Erlaubnis

Gerade dazu sei die ständige Zusammenarbeit und der Erfahrungsaustausch zwischen den Eltern und den studentischen „Bezugspersonen“ im Kinderladen notwendig; auf diese Zusammenarbeit legten inzwischen auch fortschrittliche kommunale Kindertagesstätten besonderen Wert. Überhaupt ist nach Ansicht von Frau L. eine gut eingeführte Kindertagesstätte auf jeden Fall besser als ein schlecht geführter Kinderladen. Wenn es einmal genügend

Kitas mit einem relativ freien Erziehungsstil, der nicht mit „schrackenlosem Gewährenlassen“ zu verwechseln sei, und außerdem ausreichend phantasievolle Kinderspielhäuser geben werde, meint sie, dann hätten die Kinderläden ihre Schrittmacherfunktion erfolgreich gespielt und wären mehr oder minder überflüssig.

Nach diesen ganz und gar nicht revolutionären Vorbemerkungen wartet der Kinderladeninteressent, ob er die Erlaubnis erhält, sich einmal die praktische Arbeit im Röderbergweg anzusehen. Zwei Tage später kommt, nach den vorausgegangenen schlechten Erfahrungen kaum noch erhofft, die Zustimmung; die studentischen Bezugspersonen, heißt es, seien informiert. Das sind sie denn auch, und der Berichterstatter verbringt in dem eher einer Kita ähnlichen Kinderladen etwa zwei Stunden. Der Bericht darüber muß freilich ausfallen. Wie er kurze Zeit später erfährt, waren die Eltern über seinen Besuch nicht informiert. Die Erlaubnis dazu hätten auch sie verweigert.